

Petra Putz

Ende der Schonzeit?

Der Elefant als Schlüsseltier für neue
Wege in Tanzanias Artenschutzpolitik.

Tanzania vom 18.07. - 31.08.1998,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Welcher Stamm?	54
Der Elephant-Man	54
Die Geschichte ist noch nicht vorbei	55
Erbe des Sozialismus	56
Die Artenschutzkonferenz von Harare	56
The „Charismatic Mega Species“	57
Afrika ist kein Zoo	58
Eine gelbe Aktenmappe	59
Im Land der Elefanten	60
Öko-Tourismus mit dem Gewehr	62
Kein Leopard im Vollmond	63
Die Herren sind auf „Safari“	65
Elfenbein-Partner gesucht	66
Die Löwen geben eine Pressekonferenz	67
Der Prinz der Serengeti	68
Schützen oder Nutzen?	70
Vorsicht, Mama!	71



Petra Putz, geboren am 7. Juni 1965 in Burghausen (Landkreis Altötting). 1985 bis 1991 Studium der Publizistik und Geschichte in Salzburg und München. Nach dem Studium Hospitantz beim Bayerischen Rundfunk und freie Autorin für verschiedene Agenturen, RTL und den ADAC. Von 1993 bis 1994 Programmvolontariat beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Seit 1994 Redakteurin der jungen WDR-Hörfunkwelle Eins live.

Welcher Stamm?

Vorne auf dem Videoscreen explodiert New York, der Gasfuß des Busfahrers kennt kein Erbarmen, Fußgänger werden entschlossen in den Straßengraben gehupt. Ich kann's nicht mehr mitansehen. Als ich mich zur Seite wende, erkundigt sich mein Sitznachbar freundlich: „Where do you come from?“ Nach meiner Antwort: „Aus Deutschland“ will er noch wie selbstverständlich wissen: „Und von welchem Stamm?“

Diese Frage kenne ich schon. Seit sechs Wochen reise ich durch Tanzania. Das ist meine letzte Fahrt, im „Luxus-Bus“ von Arusha im Norden in die Hauptstadt Dar Es Salaam. In drei Tagen fliege ich schon wieder zurück nach Deutschland. Am Anfang habe ich noch gestutzt, wenn ich ein neues Hotelzimmer beziehen wollte, und das ganz große Formular ausfüllen musste: Name, Geburtsdatum, Adresse, Passnummer - und Stamm. Witzbolde schreiben „Westfale“ hinein, und kein Tanzanier versteht, warum sie darüber lachen. Das Land ist stolz darauf, dass hier 127 Stämme konfliktfrei zusammenleben. Moslems, Christen, Hindus und Anhänger von Naturreligionen respektieren sich. Blutige Bürgerkriege zwischen den Ethnien wie in den Nachbarstaaten hat es hier nie gegeben. Tanzania hält seine eigenen Krisenherde auf kleinster Flamme und hat stattdessen große Probleme durch die Konflikte nebenan. In Ruanda und Burundi massakrieren sich Hutus und Tutsis, die Menschen fliehen vor dem Bürgerkrieg ins friedliche Tanzania. Sie bevölkern riesige Flüchtlingslager in der westlichen Region Kigoma, die die tanzanische Regierung nur mit Hilfe ausländischer Finanzhilfen versorgen kann. Denn Tanzania zählt zu den ärmsten Ländern der Welt: Nur 180 Dollar im Jahr beträgt das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen.

Der Elephant-Man

Unter dem Schreibtisch hat er die Gummilatschen abgestreift. Wir trinken süßen schwarzen Tee, die Klimaanlage dröhnt und scheppert. Irenäus F.

Ndunguru ist der „Elephant-Man“ der tanzanischen Regierung und schwieriger zu erreichen als Helmut Kohl. Gestern hatte ich ihn ohne Anmeldung besucht, draußen am Rande von Dar Es Salaam in den Büros der Wildlife Division. Diese Abteilung des Ministeriums für „Fremdenverkehr und Natürliche Schätze“ ist für alles zuständig, was mit Artenschutz, Wildbewirtschaftung und Schutzgebieten zu tun hat. Also auch für Elefanten. Natürlich wollte ich vorher anrufen. Doch die Telefonleitungen im Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung funktionierten nicht. Und weil die kleinen Wildlife-Pavillons viel weniger offiziell wirkten, als die abweisenden Ministerienbunker in Deutschland, schaute ich einfach mal vorbei. Bei Direktor Bakari Mbano, Artenschutz-Referent Yuma Kayera, und dem Schutzgebiets-Beauftragten und Mitglied der Afrikanischen Elefanten-Gruppe Irenäus F. Ndunguru. „Sie können hier nicht einfach so reinplatzen,“ wurde mir beschieden. „Journalisten haben sich in diesem Land an gewisse Regeln zu halten.“

Und die gehen so: Meine Fragen an die Wildlife-Division-Vertreter möge ich bitte schriftlich formulieren und der Ministerin für „Fremdenverkehr und Natürliche Schätze“ beziehungsweise ihrem Referenten vorlegen. Wenn ich Glück hätte, könnte ich die Antworten sogar bekommen, bevor ich in sechs Wochen das Land wieder verlassen müsse. Am selben Tag hatte ich in der Tageszeitung „Daily Mail“ noch einen Artikel gelesen, der die nicht vorhandene Transparenz der Ministerien kritisierte. Darin war genau dieses Verfahren bemängelt worden, das auch mir jetzt aufgezwungen wurde. Ich denke verbittert an den tanzanischen Journalisten-Kollegen, als ich meinen schriftlichen Fragenkatalog formuliere, um ihn am nächsten Morgen im Ministerium vorzulegen. Und dort habe ich Glück: Die Ministerin und ihr Staatssekretär sind beide „auf Safari“ und ein junger unbedarfter Beamter erfasst die scheinbare Brisanz meines Anliegens nicht ganz. Nach gewissenhafter Prüfung meines Schriftstücks, kritzelt er „Please assist her“ auf den Rand, haut noch ein paar Stempel auf das Papier und schickt mich damit zurück zur Wildlife Division vor die Tore der Stadt.

Die Geschichte ist noch nicht vorbei

Tanzania 1998 setzt an zum Sprung in die neue Identität als investorenfreundliche afrikanische Musterdemokratie - nur leider stecken die Füße noch ziemlich tief im Beton der eigenen Geschichte: Nach der wechselvollen Ära als zuerst deutsche und dann britischer Kolonie, erlangt das damalige Tanganyika im Jahre 1961 die Unabhängigkeit. 1964 vereinigt sich der junge Staat mit der Insel Sansibar zum heutigen Tanzania. Mit der „Arusha-Deklaration“ von 1967 wird Tanzania sozialistisch. Julius Nyerere, der erste Präsident Tanzanias, ringt 18 Jahre lang um einen Sozialismus tanzanischer Prägung, unabhängig von den großen Machtblöcken und wegweisend für den gesamten Kontinent. Wirtschaftlich ist die Bilanz seiner Amtszeit eine Katastrophe. Doch sein Volk verehrt ihn immer noch als großen Staatsmann. Dass heute noch Frieden zwischen den mehr als 120 Ethnien herrscht, ver-

danken sie seiner vorausschauenden Integrationspolitik. 1985 tritt der auch international hochgeschätzte Politiker zurück. Es ist wohl auch ein Erbe seines Wirkens, dass Tanzania noch heute kaum Schlagzeilen wegen Folterungen oder sonstiger Menschenrechtsverletzungen macht. Sein Nachfolger Ali Hassan Mwinyi unterzieht die Arusha-Grundsätze einer gründlichen Reform. Gemeinsam mit dem politisch weiter aktiven Nyerere stellt er die Weichen für ein Mehrparteiensystem. Benjamin William Mkaapa regiert als erster demokratisch gewählter Präsident seit 1995 das Land - und verwaltet seine durch den Sozialismus völlig heruntergewirtschafteten Finanzen. Doch das ist nicht das einzige Problem: Tanzania ist seit langem eines der am stärksten mit internationaler Entwicklungshilfe bedachten Länder der sogenannten Dritten Welt. Die Regierung hat sich stets auf Hilfe von außen verlassen, statt eigene Strategien zu entwickeln. Und auch der Sozialismus hat Eigeninitiative nicht gerade gefördert. Jetzt wird zwar durch marktwirtschaftliche Orientierung um finanzkräftige Investoren geworben, doch die werden schnell wieder abgeschreckt durch Korruption und mangelndes Verantwortungsbewusstsein.

Erbe des Sozialismus

Auch das ist ein Erbe des Sozialismus: Umständliche Bürokratie und tiefes Mißtrauen gegenüber Journalisten. Zurück in der Wildlife Division will niemand für mich zuständig sein. Der Direktor hat keine Zeit und verweist mich an den zuständigen Beamten für die Convention on International Trade of Endangered Species (CITES). Der will nur die CITES-Themen übernehmen und leitet sie zur schriftlichen Beantwortung an einen Referenten weiter. Im hintersten und dunkelsten Büro beobachte ich eine übellaunige Sekretärin dabei, wie sie eine Stunde lang dafür benötigt, die zehn Zeilen Text Buchstabe für Buchstabe in die Schreibmaschine zu hämmern. Die restlichen Auskünfte muss mir Irenäus F. Ndunguru erteilen und das macht ihm sichtlich keine Freude. Vielmehr vermittelt er mir das Gefühl, als hätten ihn seine Kollegen voll und ganz im Stich gelassen - obwohl er der afrikaweit anerkannte Experte für Elefantenfragen ist. Er ringt um jede Formulierung und bemüht sich um größtmögliche Präzision und erst später wird mir klar warum: Die tanzanische Regierung möchte im Wildschutz einen neuen, unpopulären Weg einschlagen und fürchtet den Protest aus Deutschland, das zu den wichtigsten Geberländern zählt. Nur aus Japan und den Niederlanden fließt noch mehr Geld in das Land als aus Bonn. Jetzt liegt es allein an Irenäus F. Ndunguru, mir, der Journalistin aus Deutschland, die Grundsätze der geänderten Artenschutzstrategie verständlich zu machen und diese Verantwortung macht ihm sichtlich zu schaffen.

Die Artenschutzkonferenz von Harare

Juni 1997: Die Internationale (CITES)-Artenschutzkonferenz von Harare (Simbabwe) trifft eine weitreichende und bis zuletzt heftig umkämpfte Ent-

scheidung: Das seit 1989 geltende Handelsverbot mit Elfenbein wird für Simbabwe, Botswana und Namibia ausgesetzt. Die drei südafrikanischen Staaten dürfen ab 1999 und unter strengen Auflagen Elfenbein an Japan verkaufen. Tierschützer verstehen die Welt nicht mehr: „Elfenbein sieht man nicht an, ob es aus legalen Beständen stammt oder von gewilderten Tieren“ wettern sie. „Öko-Kolonialismus!“ kontern die afrikanischen Staaten. Sollte der Kampf um die Erhaltung des größten Landsäugetiers der Welt doch umsonst gewesen sein? Als man sich 1989 auf das Handelsverbot geeinigt hatte, war es schon fast zu spät. In den zehn Jahren davor hatten Elfenbeinwilderer die afrikanischen Elefantenbestände von 1,3 Millionen auf nur noch 600.000 dezimiert. Das alte CITES-Abkommen war die Voraussetzung dafür, dass sich die Populationen wieder erholen konnten. Zu gut erholen, wie Simbabwe, Namibia und Botswana beklagen. Dort gelten Elefanten heute als Landplage. Die umherziehenden Herden zertrampeln auf ihrer weiträumigen Suche nach Wasser und Nahrung die Felder der Bauern. In Simbabwe beispielsweise lagern 33 Tonnen Elfenbein von abgeschossenen oder eines natürlichen Todes gestorbenen Elefanten. Diese Länder plädieren für Abschussquoten und einen kontrollierten Handel. Tanzania könnte eine besondere Rolle einnehmen, schließlich beherbergt es die größten Elefantenherden Afrikas. 86.000 Tiere durchstreifen seine Wälder und Savannen. Auf der Harare-Konferenz zählte die tanzanische Delegation noch zum ostafrikanischen Lager, das bedeutet, sie setzte sich für einen unbedingten Schutz der Tiere ein, nahm dabei keine Rücksicht auf ökonomische Interessen und wollte das Handelsverbot aufrechterhalten. Die neue Regelung ermöglicht Simbabwe, Namibia und Botswana jetzt eine Nutzung des Rohstoffs Wild- und das bettelarme Tanzania muss sich fragen, wie lange es sich den sogenannten ostafrikanischen Weg noch leisten kann.

The „Charismatic Mega Species“

Als ich zum dritten Mal, jetzt mit der „Please assist her“-Notiz, vor seinem mit kinnhohen Aktendeckelbergen zugestapelten Schreibtisch stehe, ist der Elefanten-Experte Irenäus F. Ndunguru endlich zum gewünschten Interview bereit. Meine - schriftlich formulierten Fragen - dienen dabei als roter Faden für ein ausführliches Referat:

Der Artenschutz in Tanzania sei heute mit ganz anderen Problemen konfrontiert als vor 40 Jahren, während der Dreharbeiten zu Bernhard Grzimeks „Serengeti darf nicht sterben“. Seit der Unabhängigkeit sei die Bevölkerung von 9 auf 30 Millionen Menschen angewachsen, gleichzeitig sei die Zahl der Nationalparks von 2 auf 12 erweitert worden. Die Zahl der Wildschutzgebiete (Game Reserves) sei von 10 auf ungefähr 30 gestiegen. Heute habe die tanzanische Regierung 25 Prozent des Landes als Schutzgebiete ausgewiesen. Raum, der der ständig wachsenden Bevölkerung entzogen werde. Mensch und Tier konkurrierten um Lebensraum und am deutlichsten werde das im Falle der „charismatic mega species“, dem Elefanten. Besonders am

Rande der Schutzgebiete kämen sich Dorfbewohner und Dickhäuter immer wieder in die Quere.

Wenn der Elefant angesichts des ständig wachsenden „Bevölkerungsdrucks“ eine Überlebenschance haben sollte, müsse er nicht nur den ausländischen Touristen und Tierschützern sondern auch den Einheimischen erhaltenswert erscheinen. „Und das funktioniert nur, wenn sie von seiner Erhaltung auch profitieren.“ Das solle durch ein sogenanntes „Wildlife Management Programm“ erreicht werden: Die Dörfler rund um die Schutzzonen litten unter der Landplage Wild: Elefanten zertrampelten ihre Pflanzungen, alte oder kranke Löwen rissen ihr Vieh oder töteten ihre Kinder. Jetzt sollten diese Menschen vom Wild profitieren: Sie erhielten eine Abschussquote und damit das Recht, Büffel oder Antilopen zu jagen, was ihre Ernährungslage verbessere. Das Fleisch werde verkauft, vom eingenommenen Geld finanziere das Dorf Erste-Hilfe-Stationen, neue Brunnen und andere kleine Entwicklungsprojekte. Einige Dörfler würden vom Staat zu Wildhütern ausgebildet, verdienten in diesem neuen Beruf gutes Geld und schützten gleichzeitig die Tiere vor Wilderern. Und professionelle Wildererbanden fänden keine Freiwilligen mehr, die sich als ortskundige Fährtsucher von ihnen anheuern ließen: „Die Menschen müssen lernen: Wenn sie ihren Wildreichtum verlieren, sind sie die größten Verlierer.“

Afrika ist kein Zoo

„Afrika ist kein Zoo“, habe ich in einem Leitartikel gelesen, der die Entscheidung von Harare positiv kommentierte. Was damit gemeint war, habe ich nicht verstanden. Jetzt spähe ich ins Innere einer turnhallengroßen gemauerten Garage und beginne zu ahnen, was es bedeuten könnte. Gesichert mit wuchtigen roten Stahlschlössern lagert die tanzanische Staatsregierung hier ihr Elfenbein. Zwei Riesenstapel mit Stoßzähnen von gewilderten oder abgeschossenen oder einfach eines natürlichen Todes gestorbenen Elefanten. Insgesamt 85 Tonnen, das größte Elfenbeinlager in ganz Afrika. Für Tanzania, eines der ärmsten Länder der Welt, ein Wert ohne Preis, seit dem weltweiten CITES-Verbot für Elfenbeinhandel. Simbabwe beziffert den Wert seiner rund 30 Tonnen Elfenbein auf etwa 70 Millionen Dollar. Demnach würde die tanzanische Regierung hier unter diesem Wellblechdach beinahe 200 Millionen Dollar horten. Rein spekulative Summen allerdings, da durch das seit zehn Jahren bestehende Handelsverbot kein offizieller Marktwert existiert. Mein schriftlicher Fragenkatalog an die Verantwortlichen der Wildlife Division befasst sich auch mit der möglichen Vermarktung dieses Elfenbeins und die Antwort darauf lautet zu meiner großen Überraschung ganz offen: „Ja, die tanzanische Regierung bewahrt ihr Elfenbein auf, weil sie eines Tages diesen wertvollen Rohstoff nutzen möchte.“

Trotz dieser unerwarteten Offenheit kommt dem Direktor der Wildlife Division, Bakari Mbano, mein Interesse an den Stoßzahnstapeln höchst suspekt vor. Und so bedauert er sehr, mir mitteilen zu müssen, dass eine Inaugenschein-

nahme der sogenannten „Ivory Rooms“ leider nicht in Frage komme. Auf diese Auskunft hat er mich eine Stunde lang vor seiner Bürotür warten lassen. Als ich wütend und enttäuscht an den Lagerhallen vorbei zur Hauptstraße zurückstapfe, werden die Sicherheitsschlösser gerade aufgesperrt und die Tore geöffnet. Ein Polizist liefert konfiszierte Ware ab - und ich kann doch einen kurzen Blick auf das „weiße Gold“ werfen: Vielleicht lagert dort ja wirklich die Zukunft dieses maroden Landes, birgt ihr Verkauf Chance für Lebensfreude und Wohlstand. Und trotzdem: Die beiden Stoßzahnstapel sehen sehr traurig aus. Sie erinnern mich an bleiche Knochen auf einem Friedhof.

Eine gelbe Aktenmappe

Die lichte Villa mit der Holzveranda ist drei Querstraßen vom Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung entfernt. Und trotzdem dauert der Weg dorthin drei Tage lang. Ein durchschnittlicher Zeitraum, um in Dar Es Salaam eine Adresse und eine Telefonnummer zu recherchieren. Nach zwei mißglückten Anläufen klappt der dritte Termin: Paul Nyuiti, Bürochef der „Wildlife Conservation Society of Tanzania“ (WCST), der wichtigsten Nichtregierungsorganisation Tanzanias in Sachen Naturschutz, kramt für mich in seinen Unterlagen. Die 7000 Mitglieder zählende Öko-Organisation hatte ihren größten Auftritt bei den CITES-Verhandlungen 1989, in denen der Elefant als vom Aussterben bedrohte Art eingestuft wurde. Zu dieser Zeit arbeiteten Nyuiti und seine Freunde das Dokument aus, mit dem die tanzanische Delegation in die Verhandlungen ging. Das war damals eine wesentliche Voraussetzung, den afrikanischen Elefanten vor der Ausrottung zu bewahren. Die tanzanische Regierung entschloß sich dann zu einer zweiten, äußerst drastischen Maßnahme: In der sogenannten „Operation Uhai“ machte das Militär gezielt Jagd auf Wildererbanden: „Diese illegalen Jäger wurden an Ort und Stelle verprügelt, man konfiszierte ihre Waffen und stellte sie später vor Gericht,“ erinnert sich Nyuiti. Die Harare-Entscheidung bewertet er skeptisch. Von der Wildlife Division hatte ich die Auskunft bekommen, bisher sei keine Zunahme von Wilderei oder illegalem Elfenbeinhandel zu beobachten gewesen. Nyuiti öffnet einen gelben Aktendeckel, der vorne mit „Elephants“ beschriftet ist. Hier hat er Zeitungsartikel und Radiomeldungen zu diesem Thema gesammelt: „Sehen Sie, da tauchen die ersten Meldungen auf, dass der Elfenbeinmarkt wieder geöffnet wird und sofort werden Wilderer aktiv.“ Nach diesen Presseberichten wird vor Jahren gewildertes Elfenbein jetzt aus den Verstecken geholt und in den Hafen von Dar Es Salaam zum Weitertransport gebracht. Aber auch notorische Kleinwilderer verleitet die Öffnung des Marktes dazu, ihr Glück zu versuchen. „So schlimm wie in der 80er Jahren wird es aber wohl nie mehr werden,“ sagt Nyuiti: „Damals wurden bei uns Elefanten wie in einem systematischen Feldzug abgeschossen. Das wäre heute nicht mehr möglich.“ Trotzdem macht er sich Sorgen: „Das reiche Simbabwe hat genug Mittel, die Einhaltung der Vorschriften zu überprüfen. Davon können wir in Tanzania nicht mal träumen.“ Er zeigt mir eine Statistik, nach der sich Sim-

babwe jeden geschützten Quadratmeter rund 200 Dollar kosten läßt - undenkbar für sein Land. Am selben Abend besuche ich den monatlichen WCST-Vortrag, den Paul Nyuiti für seine Mitglieder organisiert. Ein amerikanischer Forscher beobachtet seit 20 Jahren die Paviane des Mikumi Nationalparks und ein sehr engagiertes Publikum quetscht sich in die dichtgestellten Stuhlreihen, um ihm zuzuhören. Leider sind die meisten davon Weiße. Eine Schulklasse ist gekommen und eine Regierungsbeamtin. Ist der Tierschutz in ihrem Land ansonsten nur für ein westliches Spezialisten-Publikum von Interesse?

Im Land der Elefanten

„Du kannst gerne einen Eimer haben“, bietet mir der Regierungsbeamte Keita an, „aber Eimer sind nur was für Feiglinge.“ Also kein Eimer und bestimmt kein Bier am Lagerfeuer. Lieber will ich verdursten, austrocknen und zu Staub zerfallen, als hier nachts aufs Klo zu müssen. Zwischen meinem Zelt und dem hundert Meter entfernten Toiletten-Erdloch hinter Bambus-Wänden lauern bestimmt nachts Löwen und Schlangen. Womöglich verirre ich mich in der Dunkelheit und stürze in den Krokodilsfluss, wo ich nachts die Monster-Reptilien herumplantschen höre.

Neun Stunden hat die holprige Jeep-Fahrt von Dar Es Salaam in das südöstlich gelegene Selous Game Reserve gedauert. Das größte Wildschutzgebiet Afrikas ist das Rückzugsgebiet für die größten Elefantenherden des Kontinents. Die Hälfte aller tanzanischen Elefanten leben hier. In dieser unberührten und schwer zugänglichen Wildnis, die größer ist als die Schweiz, gibt es sogar noch einige Nashörner und die sehr seltenen afrikanischen Wildhunde. Aber auch hier waren die organisierten Wildererbanden in den 80er Jahren grausam zugange. Zwischen 1976 und 1986 wurden die Elefantenbestände des Selous von 110.000 auf 55.000 dezimiert. 1989 waren es nur noch 30.000. 1988 startete die Deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) im Auftrag der tanzanischen Regierung das „Selous Conservation Project“ (SCP), um die letzten noch verbliebenen Elefanten vor der Ausrottung zu bewahren. Und das ist ihnen wohl gelungen, wie ich jeden Morgen feststelle, wenn ich über kindskopfgroße Elefantenköttel vor meinem Zelt stolpere.

Dieses Projekt war der erste Versuch in Tanzania, zum Schutz der Tiere die Menschen am Rande des Parks miteinzubeziehen. Irenäus F. Ndungurus Ausführungen über „Wildlife Management“ stützen sich auf Erfahrungen, die seit zehn Jahren im SCP gemacht werden: Jedes Dorf stellt einen „Scout“. Die jungen Männer werden von einem Regierungsbeamten gemeinsam als Wildhüter und Patrouillengänger ausgebildet. Außerdem sind sie dafür verantwortlich, die Wildabschussquoten der einzelnen Dörfer zu erfüllen. Dieses Fleisch, größtenteils von Antilopen oder Büffeln, wird zu einem festgelegten Preis im Dorf verkauft, den Erlös investieren die Dörfler in neue Schulbänke, Brunnen, Apotheken und ähnliche Entwicklungsmaßnahmen. Das Wildfleisch sichert die Proteinversorgung der Menschen, das Projekt schafft

Arbeitsplätze, schützt die Elefanten - und etabliert demokratische Strukturen. Denn die Dörfler veranstalten jährlich ein Budget-Meeting, wo über die Verwendung der erwirtschafteten Gelder abgestimmt wird.

Hier in Gonabis, der nördlichen Pufferzone des „Selous“ sind rund 45.000 Menschen in 19 Dörfern in einer dieser sogenannten „Wildlife Management Areas“ zusammengefaßt. Das Dorf Mwlengwelengwe hat heute bei seinem jährlichen Meeting Besuch bekommen. David Kaggi, der schwarze Projektleiter, Keita, der Scout-Ausbilder und Regierungsbeamte, sowie der SCP-Sekretär Mnyune betreuen die Dorfsitzung. Rudi Hahn, der deutsche Experte, musste von Malaria-Fieber-Attacken geschüttelt im Camp zurückbleiben. Rund 50 Menschen haben auf den harten Holzbänken in einem offenen Klassenzimmer Platz genommen. Durch die scheibenlosen Fenster brummen riesengroße träge Käfer. Auf der Schultafel werden akribisch bilanzbuchhalterische Zahlenkolonnen untereinander geschrieben, während der Vorsitzende des Komitees die Ergebnisse des abgelaufenen Geschäftsjahres referiert. Der Erlös dieses Jahres blieb leider hinter den Erwartungen zurück. Durch den El-Nino-Dauerregen gestaltete sich der Transport der Jagdbeute aus dem Busch ins Dorf kostspieliger als veranschlagt. Nach Abzug aller Kosten (z.B. „Seife für Händewaschen“) bleiben 175.000 Tanzania-Schillinge zurück, von denen neue Schulbänke angeschafft werden sollen. Ein Delegierter des Dorfes berichtet mit großer Leidenschaft von einem Besuch in Kenia, wo das Projekt vorgestellt wurde. Die Supervisoren sind nach dem Meeting zufrieden: Es wurde engagiert diskutiert, die Finanzen sind geregelt. Morgen tagt das nächste Dorf.

Zwischenzeitlich können sich die Projektbeauftragten noch um andere Dinge kümmern: Der Regierungsbeamte Keita hat Gerüchte vernommen, wonach ein Wilderer mit einem gestohlenen Armeegewehr in irgendeinem der Gonabis-Dörfer auf der Prisch gesehen worden sei. So schnell wie möglich muss das Versteck der illegalen Waffe gefunden werden. Keita hat „Informanten“ auf den Wilderer angesetzt, die sich unter der Bevölkerung umhören. Am Nachmittag bricht die gesamte Belegschaft - außer dem malariageschädigten deutschen Projektleiter - ins nächste Dorf auf, um die Lage auszukundschaften. Klar, dass der einzige dafür in Frage kommende Ort jene Bar sein muss, die für die ganze Region sowas wie eine Oase darstellt: Hier allein gibt es einen Kühlschrank und viele Flaschen kühles „Safari Lager“ Bier. Zumindest an normalen Tagen. Heute sind wir zu spät dran. Es ist Markttag bei den Massai und die jungen Krieger mit den rot-karierten Umhängen und den dekorativen Speeren haben die wohltemperierten Flaschen schon alle ausgetrunken. Während ich die hochgewachsenen Männer in ihrer traditionellen Tracht fasziniert anstarre, wird mir plötzlich klar: Ich bin hier die Sensation. Der GTZ-Fahrer Ema überblickt die Lage rascher und beginnt schon probeweise Verkaufsgespräche um die einzige weiße Frau weit und breit. Der atemberaubend schönste Mann, den ich jemals gesehen habe, ein 42jähriger Häuptling namens Saidi, bekundet auch Interesse. Leider geht er auf das schmeichelhafte Einstiegsgebot von 1500 Stück Vieh nur zum Schein ein. Nach wenigen Minuten hat er Ema auf

zwei Flaschen lauwarmes „Safari Lager“ Bier heruntergehandelt - und ich muss doch wieder mit heim ins Camp fahren...

Öko-Tourismus mit dem Gewehr

Nachdem das Wildlife Management des Selous Conservation Projects von den Dörfern akzeptiert und umgesetzt wird, ist es jetzt Zeit für den nächsten Schritt: 175.000 TSH entsprechen ungefähr 400 Mark, die Dörfler verwalten also nur ein ganz kleines Budget. Andere verdienen hier das ganz große Geld. Der Selous ist eines der begehrtesten Jagdreviere für Touristen aus aller Welt. Bis zu 2000 Dollar pro Tag zahlen reiche Europäer und Amerikaner, um hier Löwen oder Büffel zu schießen. Geld, das bisher an der Dorfbewölkerung vorbei verdient wurde. Der einheimische Projektleiter David Kaggi hat dafür kein Verständnis: „Nur die Regierung verdient an den Lizenzen. Doch das Geld muss an die Menschen hier gehen. Die haben hier schließlich täglich mit dem Wild zu kämpfen.“ 25 Prozent der Gebühren fließt angeblich in die jeweiligen Distrikte zurück, doch da sind sich alle sicher: Was die Regierung einmal kassiert hat, kommt nicht mehr zurück.

Ich kann mir das nur schwer vorstellen: Menschen, die nach Tanzania fliegen, um dort Tiere totzuschießen. Irgendwie dachte ich, das wäre mit dem Ende der Kolonialzeit ausgestorben. Außer mir hat niemand hier etwas dagegen einzuwenden. „Kontingentierter Jagdtourismus ist ökologisch und ökonomisch sinnvoller als Foto-Safaris“ erläutert mir der GTZ-Mann Hubert Kruschke: „Die Zelt-Camps der Jäger belasten die Umwelt viel weniger als die Lodges und Hotels in den Nationalparks, es kommt aber viel mehr Geld dabei herum für ein nachhaltiges Wirtschaften“. Außerdem würden die Jagdpächter alles daran setzen, eventuelle Wilderer aus ihren Revieren zu vertreiben.

Die Nachfrage ist tatsächlich groß: Hier im tiefsten Afrika spielen gutverdienende westliche Schlips-und-Kragen-Träger für viel Geld wilder Mann. Unrasiertes Camp-Leben, halsbrecherische Jeepfahrten, Zigarren unterm Sternenhimmel und das Gewehr über den Knien - auf der Großwildpirsch kann sich jeder Jagdkunde fühlen wie der Camel-Man persönlich. Eine merkwürdige Männerwelt aus kitschiger Lagerfeuerromantik und blutigem Jagdtrieb, als Ausgleich zur klimatisierten Bürokonstwelt zu Hause. Nicht nur in den Touristenzelten sondern auch in unserem GTZ-Lager. Der Patronengürtel hängt über der Stuhllehne und jeden Abend schockieren mich die Jungs mit abenteuerlichen Geschichten über Berufsjäger, die sich selbst ins Bein schießen und ähnliche Räuberpistolen. Zum Mittagessen gibt's frischgeschossenes Impalagulasch und fürs Abendessen angeln wir noch eben ein paar „Catfish“ aus dem Krokodilsfluss. Klar, dass ich - Augen zu und durch - bei allem mitmache. Bloß nicht die sein, von der sie allen nachfolgenden Gästen erzählen: „Wißt Ihr noch diese hasenfüßige deutsche Journalistin, die noch nie im Busch war und sich nachts nicht aufs Klo gehen traute?“ Das GTZ-Team bleibt bei dieser Mission mindestens 14

Tage im Busch. Als ich nach fünf Tagen mit dem Bus zurück nach Dar Es Salaam geschickt werde, protestiert nur David Kaggi, der umsichtige schwarze Projektleiter. Ich nicht. Eher würde ich mir die Zunge abbeißen. Was ist schon dabei, in stockfinsterner Nacht als einzige weiße Frau in einem total überfüllten, schrottreifen „Bus“ sieben Stunden lang die Uluguru-Mountains zu durchqueren?

Kein Leopard im Vollmond

Shukuru hat schlechte Laune: Die tote Grantgazelle hängt noch genauso im Baum, wie er sie dort vor ein paar Tagen festgezurrat hat. Nichts, der Köder hat keinen Leopard anlockt. Der 27jährige Fährtenleser ist schon seit knapp zwei Wochen mit einem Jagdkunden hinter einem Leopard her. Langsam wird die Zeit knapp, in zwei Tagen ist der Urlaub des Trophäenjähgers zu Ende. Nur ich bin erleichtert: „Glück für den Leopard.“ Shukuru ist verbittert: „Aber Pech für mein Land.“

Shukuru kennt das Geschäft. Er arbeitet seit acht Jahren für den schwäbischen Jagdunternehmer Franz Wengert. Ein Leopardenschuss bringt der tanzanischen Staatskasse 2300 Dollar ein und der zufriedene Kunde kommt vielleicht im nächsten Jahr nochmal, schießt eine andere Trophäe und läßt wieder jede Menge Geld im Land. Die Gebühren sind horrend, die Vorschriften sind streng, trotzdem läuft das Geschäft bestens: An den 38 in Tanzania lizenzierten Jagdfirmen verdient der Staat jährlich fast 7,5 Millionen Dollar. Davon gehen etwa 3,7 Millionen Dollar in den großen Regierungstopf, 2,7 Millionen Dollar an die Wildlife Division durch den Wildlife Protection Fund und rund eine Million direkt zurück in die Verwaltung des Selous. Um die Populationen nicht zu gefährden, werden für jede Tierart Abschussquoten vergeben. Nicht mehr als vier Prozent der geschätzten oder gezählten Vorkommen dürfen getötet werden. Ein Wildhüter der Wildlife Division kontrolliert im Jagdcamp die Abschüsse.

Was sich auf dem Papier so vernünftig liest, kann in Wirklichkeit natürlich ganz anders aussehen. Im Selous habe ich die Touristenjagdgesellschaften immer nur von weitem gesehen. Normalerweise bleiben die Großwildjäger mit ihrem unpopulären Hobby am liebsten unter sich, doch ich kann einen Jagdunternehmer überreden, mich mit in den Busch zu nehmen: Der Berufsjäger Franz Wengert aus Arusha läßt sich breitschlagen und ich gehe drei Tage lang mit auf Leopardenjagd. Sein Jagdrevier im Selous hat er schon vor ein paar Jahren aufgegeben, ich treffe ihn im Norden Tanzanias am Lake Natron, zwei Jeepstunden von Arusha entfernt. Dort hat er ein 3500 Quadratkilometer großes Revier gepachtet.

Jeden Morgen um sechs, wenn es draußen vor dem Zelt noch ganz dunkel ist, kommt das Camp-Faktotum Remtulla mich wecken: „Morning Mama, here is some hot water for you. It is very, very cold.“ Wenn die Jagdgesellschaft um halb acht mit dem Jeep losrumpelt, hängt noch der kalte Dunst über dem Busch. Ein einsamer Strauß spreizt neben der Sandpiste fröstelnd das Gefieder. Ein Gepardenpäarchen stakst kältesteif durchs hohe Gras. Wir hoppeln den

ganzen Tag lang kreuz und quer durch den Busch und kontrollieren Leopardenköder, die wir selbst im Revier verteilt haben. Sollte einer „angenommen“ sein, bauen wir ein Versteck und warten darin nachts auf die Beute. Doch diesmal hat Franz Wengerts Kunde Pech. Er muss nach zwei Wochen ohne die gewünschte Trophäe nach Hause fahren. Alle sind sich einig: Der Vollmond ist schuld. Die Raubkatze sieht genug für eigene Beutezüge und ist auf unsere Kadaver nicht angewiesen. Trotzdem kann ich den Jagdgast einmal in Aktion beobachten: Als wir eine Grantgazellenherde mit einem besonders schönen Bock passieren, reizt ihn auch diese Trophäe. Aus 120 Meter trifft er das Tier direkt aufs „Blatt“, der Bock ist sofort tot. Dieser Kunde ist sicher der Idealfall: Er ist erst Mitte 30, trainiert jede Woche mehrmals auf dem Schießstand, „damit die Tiere nicht unnötig leiden“ und hatte schon zwei Leoparden vor der Büchse ohne abzudrücken: „Das eine Mal war’s ein Weibchen und das andere Mal ein sehr junges Tier, beide schieße ich nicht.“ Er hält sich an die Vorschriften und respektiert den Berufsjäger Franz Wengert, bei dem er seine Safari gebucht hat. Und Franz freut sich, denn das ist nicht immer so: Viele andere Kunden sind alt und schlecht in Form und nichts ist draußen im Busch gefährlicher als eine stundenlange Nachsuche nach einem angeschossenen Löwen oder Büffel. Franz Wengert hatte seinen einzigen Jagdunfall mit einem verwundeten Leopard. Das Tier hatte sich an einem Abhang auf ihn gestürzt, er und sein zu Hilfe geeilter Jagdgehilfe mussten schwer verletzt ins Krankenhaus gebracht werden. Der Kunde, der den Unfall verursacht hatte, flog zurück nach Deutschland und erkundigte sich nie wieder nach den beiden. Das könnte ihm mit diesem Jagdgast nicht passieren.

Auch die „Buchführung“ wird bei Wengerts akkurat erledigt, die Kontrollen der Wildlife Division sind streng. Der Behörde traut Franz Wengert allerdings überhaupt nicht über den Weg: „Letztes Jahr habe ich 640.000 Dollar aus meinen Revieren an die Regierung bezahlt und davon müsste ein großer Prozentsatz über den Wildlife Protection Fund wieder hier in die Dörfer zurückgehen. Das funktioniert seit Jahren nicht richtig. Eine Gruppe von US Aid hat das mal kontrolliert und festgestellt, dass Millionen von Dollar fehlen und niemand kann erklären, wo die hin sind.“ Die Vereinbarungen auf dem Papier hält er aber für durchaus sinnvoll: „Wenn die Menschen hier von der Jagd profitieren, sehen sie auch die Tiere mit ganz anderen Augen. Der Büffel wird dann als schützenswerte 500-Dollar-Einnahme betrachtet und nicht mehr nur als Fleisch, das für den eigenen Kochtopf im Park herumläuft.“ Die kontrollierte und lizenzierte Jagd sei für die Tierbestände völlig ungefährlich. Vier Prozent Abschussquote würden eine nachhaltige Nutzung gewährleisten, d.h. die Populationen könnten sich aus eigenen Kräften regenerieren. Von den rund 1000 Grantgazellen im Park dürften also 40 pro Jahr geschossen werden, seine Quote würde aber nur 24 Grant beinhalten, ihre Erfüllung wäre mithin bestimmt keine Gefahr für den Bestand. „Und wir halten uns an die Quoten, im Gegensatz zu den Wilderern. Sobald wir am Ende der Saison, nach sechs Monaten das Revier verlassen, sind sie sofort zurück und erlegen wahllos Wild, dessen Fleisch sie in den Flüchtlingslagern von Ruanda und Burundi verkaufen.“ Klar, dass auch der Berufsjäger zu dem Schluss kommt: „Wenn man das rein

materialistisch betrachtet, ist der Waidmann ein viel besserer Tourist für Afrika als der Safari-Besucher. Vor allem in den großen Nationalparks ist das ganz deutlich: 100 Jäger wären für die Serengeti viel nützlicher als 10.000 Foto-Touristen: Der Druck auf das Wild ist kleiner, die Straßen werden geschont und die Wasserlöcher für die Tiere werden nicht von Hotelduschen trockengelegt.“

Die Herren sind auf „Safari“

Ein Internationaler Flughafen, ein Souvenir-Laden für Kreditkartenbesitzer, eine italienische Pizzeria und eine amerikanische Patisserie: Als in Arusha, acht Stunden Busfahrt nördlich von Dar Es Salaam, 1961 der Kinostreifen „Hatari“ gedreht wurde, brachte das Filmteam um John Wayne und Hardy Krüger internationales Flair in die Stadt. Heute erledigen das Diplomaten, Rechtsanwälte und deren Personal, die im neuerbauten Arusha International Conference Center (AICC) ihre Büros bezogen haben. Seit sie hier residieren, hat sich das Stadtbild gewaltig verändert, an den wohlhabenden Gästen aus aller Welt verdient die rasch etablierte Gastronomie gutes Geld. Arusha ist das wichtigste Wirtschafts- und Verwaltungszentrum im Norden Tanzanias. Weltweit wurde es bekannt, weil hier seit 1996 das Internationale Tribunal über die Kriegsverbrechen im Bürgerkrieg von Ruanda zu Gericht sitzt.

Arusha ist der ideale touristische Ausgangspunkt zu den berühmtesten Nationalparks Tanzanias und auch deren Verwaltung ist hier angesiedelt: Tanzania National Parks oder kurz TANAPA heißt die halbstaatliche Behörde, die für sämtliche Tiere in den Nationalparks zuständig ist. In den Nationalparks ist die Jagd für Touristen verboten. Nur in speziellen Schutzgebieten, den sogenannten „Game Reserves“ wie zum Beispiel dem Selous, darf Wild geschossen werden. Das kann mir Mr. B. Mwasaga, der TANAPA-Chef-Ökologe, ganz ohne Vorbereitung erklären. Zu mehr ist er nicht bereit. Ich habe einen Tag lang versucht, telefonisch einen Termin mit TANAPA-Pressechef Lambeli oder Direktor Bigurube zu vereinbaren - die Leitungen sind dauerbelegt. Wie schon in Dar, versuche ich es mit einem unangemeldeten Besuch. Unglücklicherweise sind beide Herren „auf Safari“. Nur der Chef-Ökologe ist da, aber leider nicht zu einem spontanen Interview bereit. Unbehaglich rutscht Mwasaga auf seinem Stuhl herum: „Wieso kommen Sie denn noch hierher, wenn Sie schon bei der Wildlife Division waren? Ich kann Ihnen sowieso nicht mehr sagen, als Sie dort schon erfahren haben.“ Ob ich nicht vielleicht einen schriftlichen Fragenkatalog einreichen könnte? Er würde sich dann mit seinem Vorgesetzten über die Beantwortung ins Benehmen setzen. Ich erkläre ihm höflich aber bestimmt, dass dieser umständliche Rechercheweg nicht in Frage käme. Damit steht einem Interview eigentlich nichts mehr im Wege - bis auf den dringenden Termin, der Mwasaga jetzt gerade wieder einfällt. Ich packe resigniert meine Sachen und habe nur soviel über die Politik der Nationalpark-Verwaltung erfahren: „Obwohl wir in unseren Parks überhaupt keine Jagd dulden, akzeptieren wir sie in den anderen

Schutzgebieten auf jeden Fall als ein mögliches Mittel der nachhaltigen Nutzung eines natürlichen Rohstoffs.“

Elfenbein-Partner gesucht

Ein paar Kilometer außerhalb von Arusha, von grünen Kaffeeplantagen gesäumt, zählt Mathew Maige in der kleinen Villa der Tanzania Wildlife Conservation Monitoring Gesellschaft Elefanten und andere Tiere. Unterstützt von der EU und der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft werden hier die Daten erhoben, anhand derer zum Beispiel die Quoten für die jeweiligen Jagdreviere festgesetzt werden. Neben Irenäus F. Ndunguru ist Mathew Maige der zweite tanzanische Delegierte der African Elephant Specialist Group. Normalerweise sitzt er den ganzen Tag am Computer und schreibt Berichte zum Beispiel für die Wildlife Division, die ihn für diesen Posten abgestellt hat. Früher war er noch selbst vor Ort, nach seiner Wildhüter-Ausbildung im Wildlife College in Mweka und einem Studium in Norwegen. Später arbeitete er in einem Projekt in der Serengeti, wo sein Chef damals Bakari Mbano hieß, der heutige Wildlife Division Direktor. Die Berufswege der meisten der heutigen Wildlife-Spezialisten Tanzanias sind wie Lianen im Urwald miteinander verschlungen.

Bei Mathew Maige habe ich einmal Glück. Das Telefon funktioniert und ich kann meinen Besuch anmelden. Trotzdem ist auch er nicht gerade begeistert. Nein, ein Interview könne er mir so adhoc nicht geben, ohne vorher mit seinen Vorgesetzten Rücksprache gehalten zu haben. Nach zähen Verhandlungen gelingt es mir, ihn ihn wenigstens zu einem „Hintergrundgespräch“ zu überreden. Ich will die Strecke zu ihm hinaus nicht umsonst zurückgelegt haben: In einem klapprigen Taxi, mit einem ortsunkundigen Chauffeur und einer endlosen Irrfahrt durch wahrscheinlich alle Kaffeeplantagen rund um Arusha - und das alles wie immer zum astronomischen Touristen-Tarif. Am liebsten wäre es ihm, ich würde mir gar keine Notizen machen - den Gefallen kann ich ihm aber nicht tun. An diesem Nachmittag, in einem kleinen Vorort von Arusha erfahre ich, wieviel tatsächlich durch das geänderte Artenschutzabkommen von Harare in Bewegung geraten ist. Es ist wohl davon auszugehen, dass sich in absehbarer Zeit auch andere afrikanische Länder um die Lockerung des Handelsverbotes bemühen werden. Nach dem Treffen in Simbabwe sollte erst einmal die Verhandlungsgrundlage geklärt werden: CITES-Mitarbeiter reisten durch Afrika und sichteten die Elfenbeinbestände jedes einzelnen Landes. Im Februar 1999 ist ein CITES-Nachfolge-Treffen der Elephant Specialist Group in Burkina Faso geplant. Bei dieser Gelegenheit wird ein interessantes Modell erörtert werden, das zumindest von Tanzanias Matthew Maige vehement unterstützt wird: „Nachdem wir unsere Elfenbeinvorkommen systematisch erfaßt haben, sollten wir sie jetzt verkaufen. Aber nicht zu kommerziellen Zwecken wie die drei südafrikanischen Staaten. Das Handelsverbot und das Fehlen des Marktes machten es möglich, dass sich die Elefantenpopulationen erholen könnten. Wir sind jetzt auf der Suche nach

einem Partner, der uns das Elfenbein zu einem festgesetzten Preis abkauft - und danach am besten zerstört.“ Das könne CITES selbst sein, die EU, der World Wildlife Fund oder sonstige finanzkräftige Nichtregierungsorganisationen, denen der Schutz des Elefanten wichtiger sei als kommerzielle Interessen. Auf diese Weise könne die tanzanische Regierung diesen Wert ohne Preis zu Geld machen - ohne neue Anreize für Wilderer zu bieten.

Diese Idee ist Teil eines Gesamtplanes, der auf das Zauberwort „Sustainable Utilization“ also „Nachhaltige Nutzung“ abzielt, und in dem auch wieder das Thema Großwildjagd eine wichtige Rolle spielt: „Jagd in Tanzania bedeutet das selbe wie Ölförderung für einen Geschäftsmann der Vereinigten Arabischen Emirate“ sagt Maige: „Der Rohstoff ist da, die Kunst besteht darin, ihn zu nutzen, ohne ihn aufzubrechen. Genauso wie man als Fachmann keine Ölquelle ohne Sinn und Verstand leerfördert, kann man auch die Jagd auf wilde Tiere nur durchführen, wenn man dafür strenge Anti-Ausrottungsregeln aufstellt. Dann aber sehr wohl.“ „Effektives Wild-Management“ nennt das der Technical Officer der Tanzania Wildlife Conservation Monitoring Gesellschaft, und das macht ihm auch die größten Sorgen. Aus einem Nebenbüro holt er einen Stapel Berichte. Grafisch sind hier die „Populationsdichte“ von Mensch und Tier in den einzelnen Schutzgebieten und an seinen Rändern dargestellt: „Sehen Sie das hier? Die Tiere haben sich in eine Ecke des Parks zurückgezogen, weg von den Dörfern der Menschen auf dieser Seite. Sie können davon ausgehen, dass die Dörfler in den Park eindringen, und das eine oder andere Tier, meist für den eigenen Kochtopf, töten. Und davor flüchtet das Wild. Aber das ist nicht der Sinn der Sache. Wir unterhalten ja keine riesigen Schutzgebiete, damit sich das Wild nur in einem Eckchen sicher fühlt.“ Schuld daran sei, so Maige, eklatanter Personalmangel: „Wir haben nicht genug Scouts, die das Verhältnis zwischen Mensch und Tier am Rande der Schutzzonen überwachen können.“ Demnach wäre Maiges effektives Wild-Management doppelt segensreich: Die Überlebenschancen der Tiere stiegen und für die Menschen würden Arbeitsplätze geschaffen.

Die Löwen geben eine Pressekonferenz

Afrikanische Kidnapper, die ihre Opfer ins Dschungelversteck bringen, sehen wahrscheinlich nicht anders aus: David trägt eine militärische Camouflage-Hose, Springerstiefel, ein olivgrünes Kampfhemd und auf dem Rücken ein furchteinflößendes Gewehr. Doch das dient alles nur dazu, uns heil wieder heimzubringen. Im Arusha Nationalpark, am Fuße des Mount Meru, begegnen die wandernden Touristen immer wieder Büffeln und Elefanten und wenn die schlechte Laune haben, hilft manchmal nur noch ein gezielter Schuss. Aber das, beruhigt uns „unser“ Park-Guide David Amnany, komme so gut wie nie vor. Wir genießen die vierstündige Wanderung bergauf durch den üppigen Wald, vorbei an wiederkäuenden Giraffen und grasenden Wasserböcken. Drei Tage sind wir durch Parks gefahren, wo es streng verboten ist, das Auto zu verlassen. Ein Adler kreist auf Beutezug über den Baumkronen

und die seltenen schwarz-weißen Colobus-Affen kreischen und zetern aus dem Geäst, als könnten sie ihn dadurch vertreiben. Das ist schon der vierte Tag unserer Foto-Safari durch die berühmten Nationalparks in Tanzanias Norden. Der Arusha Nationalpark ist der kleinste und am wenigsten frequentierte - und trotzdem gefällt es uns hier am besten. Am Tag vorher waren wir im Ngorongoro-Krater, weltbekannt durch seinen einzigartigen Tierreichtum. Der Krater hat einen Durchmesser von rund 25 Kilometern und beherbergt auf einer Fläche von 8290 Quadratkilometern riesige Gnu- und Zebraherden, Löwen, Flusspferde, Flamingos, Hyänen, Spitzmaulnashörner - und leider auch laute und lange Auto-Karawanen mit vielen, vielen Touristen darin. Zwei Löwen räkeln sich neben der Piste faul auf dem Rücken liegend in der Sonne und verursachen damit einen pressekonferenzähnlichen Auflauf. Zwölf Jeeps und Kleinbusse versammeln sich um die beiden trägen Katzen, hunderte Fotoapparate nehmen sie ins Visier, zwei der Mini-Busfahrer rangeln um den besseren Platz und nach fünf Minuten hört man den ersten Fotografen quengeln: „Kann man denn da nix machen, dass die sich mal umdrehen? Das ist doch kein Bild.“ Vielleicht hatte der Berufsjäger Franz Wengert ja nicht ganz unrecht, als er sagte: „Die vielen Foto-Touristen bedeuten für das Wild im Ngorongoro-Krater viel mehr Streß, als die paar Jäger in meinem großen Revier.“ Und Tine, die dänische Hebamme in unserem Jeep ist richtig enttäuscht: „Wildlife-Feeling kann da nicht aufkommen. Ich glaube, die sollten die Anzahl der Jeeps pro Tag kontingentieren, dann müßte man sich hier nicht fühlen, wie in einem überfüllten Zoo.“

Jetzt sind wir froh, dass außer uns und David und vielen Giraffen, Büffeln, Dik-Dik-Antilopen und Colobus-Äffchen im Arusha Nationalpark niemand unterwegs ist. Und ich habe Zeit, mit David ausführlich über seine Berufserfahrungen zu sprechen. Er arbeitet seit acht Jahren hier als Parkangestellter und ist der erste Tazanianer, den ich treffe, der ohne Zögern zu einem ausführlichen Interview bereit ist. Ihm liegt die Arbeit mit den Dorfbewohnern am Rande des Parks besonders am Herzen. So oft wie möglich lädt er Schulklassen zu Führungen oder Dia-Vorträgen ein: „Diese Kinder sollen schon jetzt wissen, dass sie für die Zukunft des Parks wichtig sind.“ Er plädiert für einen kontrollierten Abschuss der Populationen, das sogenannte „Culling“, wie es zum Beispiel in den südafrikanischen Ländern praktiziert wird: „Wir müssen dafür Sorge tragen, dass sich das Wild nicht unkontrolliert vermehrt. Wenn die Population innerhalb eines Nationalparks oder sonstigen Schutzgebietes zu groß wird, zerstören die Tiere auf der Suche nach Nahrung ihren eigenen Lebensraum und dann müssen sie alle sterben. Da ist es doch besser die Größe der Bestände beizeiten durch ‘Culling’ oder auch durch die Großwildjagd nach den geltenden Vorschriften zu regulieren.“

Der Prinz der Serengeti

Er hat den schönsten Arbeitsplatz der Welt: Wenn Markus Borner vom Schreibtisch hochblickt sieht er durch das Fenster Gnus und Zebras vorbeiziehen und manchmal stehen da draußen Giraffen im Abendrot wie gemei-

belte Skulpturen. Markus Borner ist der Chef der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft (FZS) in Tanzania und sein Headquarter liegt mitten im Herz der Serengeti. Hier hat Bernhard Grzimek, der einstige Direktor der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft, sein Lebenswerk begonnen: Seine Filme „Serengeti darf nicht sterben“ und „Ein Platz für wilde Tiere“ propagierten schon vor 40 Jahren die Schaffung großer Schutzgebiete für die afrikanische Tierwelt. Der Erlös dieser Filme wurde so geschickt angelegt, dass die FZS heute vielleicht die einzige Naturschutzorganisation der Welt ohne Finanzprobleme ist: Jedes Jahr hat sie sechs Millionen Mark aus Zinserträgen zur Verfügung.

Im Gegensatz zur ein paar Kilometer entfernten aufwendig gestylten „Seronera Lodge“ ist das FZS-Headquarter eine schmucklose Ansammlung weniger kleiner Häuschen. Der einzige Luxus den man sich hier gönnt, ist der „Sundowner“-Gin-Tonic auf der Terrasse vom Chef. Drinnen quäkt das Funkgerät und draußen parkt das schwarz-weiße Zebra-Flugzeug, mit dem er gerne schnell mal in den Selous oder nach Nairobi fliegt. Seit 14 Jahren leitet Borner, ein beinahe sechzigjähriger Schweizer Alt-Freak, den Serengeti-Stützpunkt. Im Hintergrund läuft CNN und der grauhaarige Borner verfolgt vor Vergnügen wiehernd Bill Clintons Lewinsky-Beichte. Jeder der in Tanzania mit Wildlife-Fragen zu tun hat, kennt den freundlichen, humorvollen Mann und ich bin froh, den „Prinz der Serengeti“, von dem ich schon soviel gehört habe, persönlich kennenzulernen.

Zur Zeit ist die Serengeti, Heimat von drei Millionen großen Säugetieren und damit das wildreichste Schutzgebiet der Welt, wie ausgestorben. Es ist Trockenzeit und die Gnu-, Zebra- und Antilopenherden sind wie seit Tausenden von Jahren auf der Suche nach Wasser in den Norden gezogen. Die Flusspferde im „Hippo-Pool“ bleiben als einzige garantierte Foto-Objekte für die Touristen. Am Vortag haben wir ein Dorf am Rande der Serengeti besucht, wo die FZS ein „Wildlife Management Area“-Projekt nach dem GTZ-Selous-Modell betreut. Auf dem Rückweg bricht plötzlich ein junger, wütend trompetender Elefant aus dem Busch vor uns auf die Piste. Gottseidank startet er nur einen kleinen Scheinangriff und dreht schnell wieder ab. „Sowas ist auch ein Ergebnis der schlimmen Elefantenwilderei in den 80er Jahren,“ meint Markus Borner: „Die Sozialstruktur der Elefanten ist total durcheinandergelassen. Die wichtigen alten Kühe wurden alle abgeschossen, niemand mehr da, der den Jungen Kinderstube beibringen konnte. Jetzt gibt es nur noch junge Kühe und Bullen, die haben aber wieder ganz viele Babies und das macht sie aggressiv. Heutzutage sind Elefanten einfach unberechenbar.“ Daß es überhaupt noch Elefanten gibt, führt er auf das Handelsverbot von 1989 zurück: „Seit 1989 haben wir in der Serengeti keinen einzigen Elefanten mehr an Wilderer verloren und das hat auf jeden Fall damit zu tun, dass es keinen Elfenbeinmarkt mehr gab.“ Deshalb ist Markus Borner auch strikt gegen jede Lockerung der Artenschutzbestimmungen: „Legale Märkte kreieren illegale Märkte. Zur Zeit sieht es es so aus, als hätten sich die Populationen wieder erholt. Ein zweites Mal wird das nicht möglich sein.“ Befürworter der Harare-Entscheidung führen gerne die legendäre „Operation Uhai“ ins Feld. Der Rückgang der Wilderei sei nicht nur auf das Handelsverbot zurückzuführen,

sondern auch auf diese zeitgleich durchgeführte, sehr effektive Einschüchterungsmaßnahme des Militärs. Er sieht auf jeden Fall die ostafrikanischen Bestrebungen, sich am südafrikanischen Modell zu orientieren, skeptisch. „Ein Tier wie der Elefant ist nicht nur als Wirtschaftsfaktor erhaltenswert, sondern als ‘Naturschatz’ an sich für unsere Nachkommen. Stellen Sie sich eine weltweite wirtschaftliche Rezession vor, die Touristen bleiben weg, dann gäbe es nach der sogenannten südafrikanischen Philosophie keinen Grund mehr für die Erhaltung des größten Landsäugetiers der Erde.“

Auch die tanzanische Großwildjagd birgt seiner Meinung nach jede Menge Probleme: Die schlecht bezahlten Game Scouts seien allzuleicht korrumpierbar und die Abschussquoten unwissenschaftlich erhoben. Der Jagdgrundsatz nur Männchen zu schießen, sei „großer Blödsinn“. So töte zum Beispiel bei den Löwen das neue Männchen immer alle Nachkommen des Vorgängers, was für das Rudel einen gewaltigen Streß bedeute: „Und schauen Sie doch mal, was das für Leute sind, die jagen kommen. Psychologisch gesehen, geht’s dabei um Macht. Je größer und intelligenter, umso reizvoller. Darum gibt’s noch heute Menschen, die eine Lizenz erwerben, um in Afrika Elefanten zu schießen.“

In Tanzania treffe man diese Leute kaum, weil dort überwiegend junge Elefanten leben, die sowieso nicht geschossen werden dürften. Und die Trophäenwilderei spiele heute keine große Rolle mehr. Die Kampagnen der 90er Jahre hätten dazugeführt, der illegalen Jagd auf Elefanten und zum Beispiel auch auf gefleckte Katzen ein Ende zu machen. Das Harare-Dokument habe allerdings eine Klausel enthalten, die der neuen Regelung eine Probezeit von 18 Monaten eingeräumt habe. Sollte innerhalb dieses Zeitraums eine deutliche Zunahme von illegaler Jagd auf Elefanten in anderen afrikanischen Staaten bewiesen werden, müsse die Entscheidung überdacht werden. „Wir haben wie wild Daten erhoben,“ sagt Markus Borner, „aber bis jetzt gibt es keine Anzeichen dafür.“ Und dann lächelt er und fügt hinzu: „Und dass wir da nicht recht behalten haben, darüber freuen wir uns!“

Schützen oder Nutzen?

New York besteht nur noch aus rauchenden Trümmern. Jetzt hopst ein offensichtlich schwer angesagter zairischer Popstar, unbeholfen und dick wie ein Elefant durch eine endlose Reihe immer gleicher Video-Clips. Die Landschaft draußen ist viel interessanter, als das, was sich auf dem Video-Screen des Luxusliners Arusha-Dar tut. An den Haltestellen umringen Menschen mit Eiern, Erdnüssen, Bonbons, Bananen und Fruchtsäften den Bus. Acht Stunden dauert die Reise. Ein guter Zeitraum, wenn man über vieles nachdenken muss: Wer hat denn nun recht? Bernd Grzimek, Markus Borner, Michael Grzimek, alles Weiße, die sich für den unbedingten Schutz der afrikanischen Tierwelt einsetzen. Oder meine tanzanischen Gesprächspartner, die in ihrer „Nutzung“ den einzigen Weg sehen, sie zu erhalten. Die afrikanische Tierwelt hat für beide Gruppen eine ganz unterschiedliche Bedeutung: Zehn-

tausende Touristen reisen aus Amerika, Europa und Japan nach Afrika, um dort Elefanten, Löwen und Zebras zu fotografieren. Einheimische kennen die Nationalparks nur, wenn sie dort als Torguide oder Park Ranger arbeiten. Kaum ein Tanzanier käme auf die Idee, jemals einen „Ausflug“ in einen der Parks zu machen, obwohl die Eintrittspreise für sie extra niedrig sind. Viele Menschen, die ich getroffen habe, erzählen mir, dass sie Tiere lediglich als Mahlzeit schätzen: Und so gibt es in der Landessprache Kiswaheli nur ein Wort für Wild - und Fleisch.

Und noch etwas anderes geht mir durch den Kopf: Offiziell gilt Tanzania als eines der Länder, das gegen den Antrag der drei südafrikanischen Länder in Harare stimmte. Mit dieser Mission war die Delegation jedenfalls nach Simbabwe geschickt worden. Im Laufe der Verhandlungen kam dann die Direktive aus Dar, den Antrag zu unterstützen, wohl mit dem in Aussicht gestellten möglichen Elfenbeinverkauf. So schildern mir das zumindest meine Informanten, wenn ich verspreche, sie „nicht zu zitieren“. Tanzania selbst würde nie wagen, einen derartigen Vorstoß zu unternehmen. Das Land sei arm und abhängig von westlichen Geberländern, in denen reiche Tierschutzorganisationen mit allen Mitteln gegen Elfenbeinhandel und Großwildjagd zu Felde ziehen. Und diese seien im Zweifelsfall einfach mächtiger als die Regierung eines finanzschwachen afrikanischen Staates wie Tanzania.

Zwei Monate nach meiner Heimkehr bekomme ich eine e-mail von Markus Borner. Er ist gerade von einer Elefantenzählung aus dem Selous zurück: „Noch nicht ausgewertet, aber es sieht gut aus. Kaum Zeichen von Wilderei. Elefanten überall! Die aktuelle Neuigkeit über Elefanten aus Tanzania ist, dass sich die Bestände erholen.“ Im Selous jagen Touristen und Dorfbewohner, das riesige Gebiet ist nur ganz schwer zu kontrollieren - und trotzdem leben hier die größten Elefantenherden der Welt, weil die Einnahmen zurückfließen und der Wildschutz mit den ausgebildeten Scouts gut funktioniert. Vielleicht ist dieses pragmatische Modell die letzte Chance für Elefanten, auch in Zukunft zu überleben?

Vorsicht, Mama

Tanzania hat den größten Elefanten- und Elfenbeinbestand Afrikas. Und Simbabwe macht die Politik! Das kann doch nicht angehen! Als ich mich gerade in die Idee verliebt habe, wie Tanzania in Zukunft eine Schlüsselrolle im Internationalen Artenschutz einnehmen wird, ist die Reise beendet. Wir sind zurück in der Hauptstadt Dar Es Salaam. Ein schrottreifes Taxi bringt mich zum routinemäßig heruntergehandelten Fahrpreis in mein letztes Quartier in Dar. Sechs Wochen lang bin ich in holprigen Jeeps durch das Land gereist. Nachts habe ich dem Brüllen der Löwen gelauscht und beinahe wäre ich die vierte Ehefrau eines bildschönen Massai-Häuptlings geworden - wenn der Kühlschrank noch ein paar gut gekühlte Flaschen Bier hergegeben hätte, möglicherweise. In der geschäftigen Hauptstadt ist alles ganz anders als draußen im Busch. Plötzlich erinnere ich mich wieder genau an die Zeit in

Dar, die beklemmende Atmosphäre während meiner Interviews mit den „Wildlife-Funktionären“. Die Ausweichmanöver, die Bürokratie, die Verhinderungsstrategie - alles aus Angst davor, Verantwortung zu übernehmen. Das wird wohl beim nächsten CITES-Meeting, wenn wieder einmal über die Zukunft des Elefanten entschieden wird, nicht anders sein.

An meinem letzten Abend treffe ich mich auf ein Abschiedsbier mit Freunden in einer fünfhundert Meter entfernten Bar. Ich stolpere im Dunkeln am Straßenrand entlang und grübele immer noch nach über dieses Land und dieses Volk: Vielleicht können 127 Stämme hier so friedlich koexistieren, weil niemand die Verantwortung für einen Konflikt übernehmen will? Für einen Bürgerkrieg braucht man selbstbewusste, entschlossene Anführer und hier sagt jeder Tourist Guide „sorry“, wenn sein Kunde aus eigener Schuld stolpert. Plötzlich bemerke ich, dass mir eine furchteinflößende Gestalt folgt. Ich gehe schneller, der Mann in der finsternen Nacht hinter mir fängt fast an zu laufen. Ich verfluche mich für meine Leichtsinnigkeit, da hat er mich erwischt. Er packt mich an der Schulter, reißt mich herum - und sagt: „Vorsicht Mama, Du gehst viel zu nahe an der Straße. Du wirst vom nächsten Auto überfahren, wenn du nicht aufpaßt. Ich werde Dich begleiten, damit Dir nichts passiert.“

Vielleicht leben sie so friedlich miteinander, weil sie einfach nette Menschen sind.